

Christoph Stölzl

**Morgens um sechs
bei Haubentaucher & Co.**

Berliner Flanierstücke

**Mit einem Vorwort
von Mathias Döpfner**



Nimbus. Kunst und Bücher

Bahnhofsromantik

Ankunft mit dem ICE aus Frankfurt am Main. Frankfurt war beschaulich, paradox genug bei all den Wolkenkratzern. Berlin in der herbstlichen Abendsonne ist schlagartig großstädtisch, erregend, kaum hält der Zug auf dem Hauptbahnhof. Drinnen geht der Blick in die Tiefe des riesigen Bogens der Stahlnetzhalle, die an Götz Friedrichs Tunnel für den Wagner'schen «Ring» erinnert, draußen freut sich das Auge am Panorama der demokratischen Hauptstadt.

Alles immer noch so neu, so festlich, ob Kanzleramt, ob Reichstag, von dessen Türmen die schwarz-rot-goldenen Trikoloren wehen, gegenüber auf halber Höhe flankiert vom selbstbewußten Schweizerkreuz der Eidgenossen-Botschaft. Aus dem Lautsprecher die Frauenstimme, die den «Damen und Herren» auf Gleis 11 mitteilt, hier fahre der «Euro-Regio nach Poznan» ab. Das weiche melodiose «z» des Polnischen muß die Deutschen Bahn erst noch üben, hier klingt es wie das schneidige «Zett» beim Räuber Hotzenplotz.

Merkwürdig: Die Bahngeleise entrücken den gegenüberliegenden Bahnsteig gefühlsmäßig viel weiter, als es der wahren Distanz entspricht, etwa so, wie der Orchestergraben in der Oper die Bühne zum Raum der Fiktion macht. Die Reisenden dort drüben – aus der Nähe gewöhnliche Menschen wie Du selbst – sehen im dramatischen Mischlicht aus Däm-

merung und Elektrik jetzt aus wie professionelle Schauspieler oder Tänzer, die von Sasha Waltz zu einem Tableau arrangiert wurden: Die rothaarige «Stolze» mit dem Schäferhund, der «Komische», der in einem fort gestikuliert und mit dem Photoapparat blitzt, die «Liebenden», die sich langsam und bedeutungsvoll in den Babywagen beugen, die «Suchende» mit dem Blumenstrauß, die an der Kante entlang hastet. Ich könnte Stunden diesem Ballett zusehen und mir Geschichten ausdenken.

Seit es die eisernen Bahnhofshallen als Mobilitätstheater gibt, seit gut 150 Jahren also, haben literarisch verführbare Bahnstofsbenutzer, wie ich einer bin, immer das Gefühl gehabt, hier kreuzten sich Schicksale mehr als anderswo, hier webe sich aus Abschied und Anfang Lebensdramatik pur.

Und die Dichter haben kräftig mitgetan, die Bahnstofsromantik zu nähren – auch in Berlin. Fontanes «Cecile» von 1886, jene Geschichte von erotischem Geheimnis, Ehrendünkel und Mißverständnis, die in tödlichem Duell und Selbstmord gipfelt, beginnt auf dem Potsdamer Bahnhof. Erich Kästners «Emil und die Detektive» (1931) fängt im Zug nach Berlin an: mit einem Diebstahl, der ein Kind aus der Provinz ins Abenteuer wirft. Auch Vladimir Nabokov läßt in «König, Dame, Bube» 1928 einen jungen Mann nach Berlin reisen, wo er in Liebes- und Verbrechenwirren hineintaumelt: «Gleich wird der ungeheure schwarze Zeiger der Uhr, erstarrt von seinem Minutenschritt, vorrücken und sein fester Stoß wird die ganze Welt in Bewegung bringen ... »

Dieses vibrierende Gefühl von Ahnung und Erwartung – nirgends ist es so intensiv zu verspüren wie auf Bahnstöfen, mit ihren Weltstheaterbühnen der Perrons.

«Wupps und schwupps!»

Draußen ist es kalt und naß. Im «Starbucks» am Pariser Platz ist es trocken. Die beiden Mädchen halten ihre Becher mit beiden Händen umfaßt, um die klammen Finger aufzuwärmen. Wie alt sie sind? Turnschuhe, T-Shirts, kurze Jacken, ein bißchen Schal, von «witterungsgemäßer Kleidung» keine Spur. Aber Schönheit muß leiden. Es erweist sich, daß sie Freundinnen sind, aus Bayern, und mit den Eltern unterwegs. 1993 sind sie geboren. Auf dem Pariser Platz sind Krautos unterwegs. Die Mädchen meinen, daß hier für die Feier am 9. November ein Stück Mauer aufgebaut wird. Mich interessiert, was die beiden Blondes über die Mauer wissen? Die mit der Himmelfahrtsnase kramt in ihrem Gedächtnis:

«Also, die Mauer wurde doch gebaut, weil ... Nein, ich fang nochmal neu an: Also 45 war der Weltkrieg vorbei. So! Und 46 haben sie doch dann in der sowjetischen Seite diese Währung eingeführt und in der westlichen Seite 'ne andere. Und das war dann die Trennung.»

Und die Mauer, kam die gleich dann? Oder erst 48?

«Und ... also die Mauer, auf der westlichen Seite war doch nur so 'ne Mauer und auf der östlichen Seite, gab's da Selbstschußanlagen?» Sie schaut die andere fragend an, aber die sagt: «Nee, ich weiß da gar nichts, ich hab ja null Grundwissen, ich kann da nichts beitragen!»

Wozu war denn die Mauer da?

«Weil die die Leute in der DDR eingesperrt hatten. Weil sie Angst vor der Demokratie und dem Kapitalismus hatten.» Tierisch arm seien die in der DDR gewesen: «Kein Beton, nur Gips. Und ganz wenig Rotkäppchen-Sekt. Und dann mußten sie immer ewig auf ihr Auto warten. War das der Käfer? Nein, der Trabbi! Die durften nicht in andere Länder reisen.»

Und dann macht sie ein ganz feierliches Gesicht: «Das ist ja bei uns ganz wichtig! Wir haben die Freiheit zu reisen!»

Wie denn die Mauer dann verschwand?

«Also, das mit dem Sozialismus hat ja so nicht geklappt, und dann sind sie zu den Westdeutschen gegangen, Helmut Kohl, der war das doch damals?» Kürzlich hat sie gelesen, daß das mit dem Mauerfall ein Versehen war. «Wupps und schwupps war die weg!» Und stand da nicht noch einer auf dem Balkon und hat gesagt: «Ich darf Ihnen mitteilen, daß ihre Reise ... »

Ich bedanke mich für die Geschichtslektion. Und denke: Hab' ich mit 16 exakter Bescheid gewußt? Kommt es darauf überhaupt an? Nichts war «korrekt», aber alles irgendwie doch wieder richtig.

Schöne Zeit in Berlin, Ihr beiden! Und erkältet euch nicht bei diesem Sauwetter!

Ein Fröhlingsabend

Letzte Woche abends heimgekommen aus Dortmund, wo ich an einer Feierveranstaltung mitgewirkt hatte, die dem Andenken Carl Hofers galt. Hofer, das war der große Berliner Maler und Feind der Nazis, der 1933, obwohl gefährdet, dennoch aus der Schweiz nach Deutschland zurückkam, weil er fand, Künstler müßten das Schicksal ihres Volkes teilen – auch wenn es ans Leben gehe. Hofers jüdische Frau wurde ermordet, seine Kunst als «entartet» verboten, sein Lebenswerk verbrannte in einer Bombennacht.

Nach 1945 wurde er zum Paten des künstlerischen Neubeginns in Berlin, und – kaum hatte er die Diffamierung durch eine Diktatur überstanden – stand er schon wieder im Kampf gegen die neue Drangsalierung der Kunst durch die Kommunisten.

Noch auf der Fahrt vom Bahnhof nach Hause waren meine Gedanken ins Andenken an diesen unbeugsamen Deutschen versunken und steckten tief in der Vergangenheit. Aber da ist die Biegung, wo sich die Beamstensiedlung von 1913 in die Kreuzung öffnet. Da ist die Nachbarin, die immer ganz langsam, auf ihrem Fahrrad sitzend, einen riesigen schwarzen Hund spazieren führt. Und da ist das Haus. Und eine von drei Katzen – die es ja immer, man weiß nicht wie, auf die Minute genau ahnen – springt um die Haustür herum

und streicht um die Beine des Heimkehrers. Fröhlingsabend, endlich lebendige Gegenwart statt Schattenwelt.

Den Schlüssel gedreht in der Vorfreude darauf, daß zwei Töchter zu Besuch sind und Enkel. Im Flur ist es still, die Enkel sind also schon im Bett. Aus dem Wohnzimmer dringt Stimmengeräusch, aggressive Männerstimmen, Gepolter. Das sind nicht die Töchter, das muß das Fernsehen sein. Man öffnet die Tür, auf dem Sofa friedvoll die Töchter mit den beiden anderen Katzen. Der Bildschirm aber ist ein Fenster in die böse alte Zeit.

Hinsehen und erschrecken ist eins, sofort weiß man, worum es geht, die Zeitungen waren ja voll davon: Marcel Reich-Ranickis Lebensgeschichte ist gerade an dem Punkt angelangt, wo deutsche Uniformierte eine Wohnung stürmen und die jüdischen Bewohner terrorisieren. Ich habe einen Augenblick auf das Flimmerbild geschaut, den Töchtern zugewinkt und dann die Türe leise zugezogen. Ich hatte viel über den hochgelobten Film gelesen, ich wollte ihn eigentlich sehen. Dennoch fürchtete mich jetzt vor ihm – obwohl er vom Überleben und vom geistigen Sieg über die Barbarei handelt.

Mit Wegschauen von der historischen Wahrheit hat es nichts zu tun. Es ist vielmehr etwas, das ganz von innen kommt. Je älter ich werde, desto mehr faßt mich der Jammer an, wenn Kino oder Fernsehen erzählen: «Es war, wie es war.»

«Das darf man nicht!»

Die beiden stehen im Hof der «Gedenkstätte deutscher Widerstand» und schauen auf den gefesselten Bronze-Jüngling. Mutter und Sohn, unverkennbar die Gleichheit der Augen. Die Frau in einem altmodisch taillierten Wintermantel mit Samtkragen, der Sohn, größer als seine Mutter, in dem zeitgenössischen Irgendwas, das alle Teenager anhaben.

In der Gedenkstätte ist es um diese frühe Nachmittagsstunde leer, die Schulklassen sind schon weg.

Drinne vor den unzähligen Photos und Lebensgeschichten, eine trauriger als die andere, habe ich das Mutter-Sohn-Paar wieder getroffen. Das Mithören fremder Gespräche läßt sich in den engen Kabinetten kaum vermeiden. Der Junge hat in der Schule vom Attentat 1944 gehört und versucht jetzt, seine Schul-Erzählung hier wiederzufinden.

Aber auch seine Mutter hat Motive, hierherzukommen, überraschende, wie sich ergibt, als wir ins Gespräch geraten. Sie hat als Statistin am Tom-Cruise-Stauffenberg-Film mitgewirkt: als «Passantin in einer Straßenszene». Wovon die Produktion handelte, verstand sie zunächst nicht. Aufgewachsen in Rußland, kannte sie nur das offizielle sowjetische Geschichtsbild, wo Faschisten Faschisten sind und bleiben, und der 20. Juli keine Rolle spielt. Ihr familiäres Geschichts-

bild ist vom Schicksal des Vaters geprägt, der den Holocaust in einem Ghetto überlebt hat.

War es nicht merkwürdig, eine Deutsche von 1944 zu mimen?

Schwieriger als seelische Probleme waren zunächst ganz praktische. Die Schuhe aus dem Kostümfundus waren originale Stücke von damals, aber zu klein – sie fühlte sich wie eine Geisha. Damit zwei Tage zig-mal «in Panik» über die Kreuzung am Finanzministerium zu rennen: sehr schmerzhaft. Als sie in einer Drehpause die Schuhe auszog, wurde sie von einer älteren Komparsin gerügt: «Das darf man nicht!»

Die Massen von deutschen Soldaten und Offizieren, die gebrüllten Befehle, am Anfang – das unsinnige, aber trotzdem erschreckende Gefühl: Ja, so könnte die Welt auch sein. Ein Gefühl der Bedrohung, wie nach einem Fußballspiel, wenn die Fans durch die Straßen ziehen. Aber auch – gegen das Familiengedächtnis – eine eigenartige Faszination durch den «Chic» der Wehrmachtsuniformen.

Auf dem Dach einer benachbarten Diskothek fand zwi-schendrin eine Hochzeit statt; da hat man rasch die Hakenkreuzfahnen von der Ministeriumsfassade abgehängt, damit die Festgesellschaft unbelastete Videoaufnahmen machen konnte.

Erinnert sie sich an etwas besonders Merkwürdiges? Ja, an zwei jüdische Studenten aus Rußland, die auch mit dabei waren und während der Drehpausen in ihren Wehrmachts-mänteln endlose Dispute über philosophische Fragen bei Dostojewski führten. Rolle sei eben das eine, der Mensch das andere. Sie sagte «Mänsch» – wie die Russin Mme. Chauchat im «Zauberberg».

Mit Vogelspinnen geht man nicht Gassi

Eigentlich ist dieses Souterrain gar kein unpassender Ort. Mit der Schlange im Paradies beginnt schließlich alles: die Neugier, die Sünde und die Religion. Im Untergeschoß der Backstein-Kirche am Hohenzollerndamm 202 findet wieder die «Reptilienbörse» statt. Es gibt Hunderte von Schlangen zu sehen, und dazu noch – in Tausenden von kleinen Plastik-Containern – all das andere Getier, vor dem sich viele Menschen gruseln: Spinnen und Skorpione, Eidechsen, Frösche, Chamäleons und Würmer.

Über allem thront ein großes Fresko: die Geschichte von der Speisung der Fünftausend im zeitgenössischen Kostüm der 1930er Jahre. Jesus hält mit spitzen Fingern einen halben Brotlaib.

Der Vogelspinnen-Spezialist aus dem Erzgebirge erläutert mir die Vorteile der Spinne gegenüber dem konventionellen Haustier: «Sie können eine große Anzahl auf geringstem Raum halten, ohne daß es der Nachbar merkt, ohne daß es stinkt, ohne daß Sie Gassi müssen. Natürlich kommt es darauf an, was jeder von so einem Tier erwartet – das klärt sich erst im Gespräch.»

Ich bleibe aber lieber meiner lebenslangen Phobie treu, selbst wenn mir versichert wird, ein Katzenbiß sei wesentlich schmerzhafter als der einer Vogelspinne.

«Au weia, das ist geil! Ich hab mich verknallt! Wie süß!» sagt eine junge Dame. Sie balanciert ein kleines Chamäleon auf dem Unterarm. Neben dem Tier ist mit Kuli «Tanken!» geschrieben – es war gerade kein Zettel zur Hand für die To-Do-Liste.

Aus Großmutterns Zeiten gibt es bei uns zuhause ein Bilderbuch: «Tiere, die man häßlich nennt, weil man sie nicht besser kennt». Wie wahr! Allein die Frösche spiegeln die unbegrenzte Phantasie der Evolution, von gesprenkelten «Steinen» bis zu türkis strahlenden «Science-Fiction-Wesen» mit E. T.-Kulleraugen.

Drei junge Frauen, selbst in allen Regenbogenfarben gefärbt, suchen sich gerade je eine Königspython aus. Noch schlängeln sich die Jungtiere wie elegante Art-Deco-Armbänder um die Handgelenke, aber demnächst sind sie ein paar Meter lang. Gewählt wird nach Muster, aber auch nach Sympathie.

Verändert sich das Leben mit Schlange?

«Nee, man kann sogar ein paar Wochen in Urlaub: Die fressen ja oft zwei Monate nix.» Amerikanische Kornnattern tun im Getreidefeld das, was bei uns die Katzen tun: Sie jagen Mäuse. Und wie Katzen seien sie auch gut für die Seele: «Ich habe eine Kundin mit einem behinderten Sohn. Der ist aufgeblüht, weil die Natter sich bei ihm einkuschelt und mit ihm schläft.»

Wie hieß wieder das reizende Bilderbuch von Tomi Ungerer aus den 1950ern? «Cricitor – die gute Schlange». Die kriegt am Schluß sogar ein Denkmal für ihre Wohltaten an Kindern und Alten.